

Georges Hyvernaud

Der Viehwaggon

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1422 der Bibliothek Suhrkamp



Georges Hyvernaud  
Der Viehwaggon

Roman

Mit einem Brief des Autors

Übersetzung aus dem Französischen  
und Nachwort von Julia Schoch

Suhrkamp Verlag

Titel der 1953 erschienenen Originalausgabe: *Le wagon à vaches*  
Die Übersetzung wurde gefördert vom  
Europäischen Übersetzerkollegium Straelen und dem Collège  
International des Traducteurs Littéraires in Arles.

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag  
Frankfurt am Main 2007

© Editions Le Dilettante, Paris 1997

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2007

ISBN 978-3-518-22422-9

1 2 3 4 - 12 11 10 09 08 07

# Der Viehwaggon



Ich suche mir meine Freunde nicht aus.  
*Stendhal*

Bourladou fragt mich oft:

»Was treibst du eigentlich so den ganzen Abend lang allein in deinem Zimmer?«

Weil nämlich ihm, Bourladou, stinklangweilig wird, sobald er nicht reden kann mit irgendwem.

Was ich dort treibe, geht Bourladou nichts an. Niemanden. Ich verbuddle mich in meiner Arbeit. Man wird doch wohl das Recht haben, sich gelegentlich in was zu verbuddeln.

»Ich lese, weißt du, ich arbeite . . .«

»Ach so«, sagt Bourladou.

Sich verbuddeln in der Tiefe der Stadt und der Nacht. Sich zusammenkauern, kratzen, lecken, während man auf den Schlaf wartet und den Tod.

Bourladou betrachtet die Bücher, die auf meinem Tisch herumliegen, und fragt sich, was ich wohl arbeite.

»Wenn du wenigstens Radio hättest«, sagt er.

Radio brauch ich nicht. Man muß sich nur auf sein Bett setzen, muß nur sitzen bleiben. Und dem unablässigen kleinen Geräusch lauschen, das das Leben macht.

Ich habe meine acht Stunden bei Gebrüder Busson, Mineralwasser, abgeleistet. Jetzt sitze ich auf meinem Bett. Tja. Zwischen vier schäbigen, rot verkleideten Wänden. Hinter den Wänden sitzen andere Lebende. Halblebende. Ausgelugt und schlaff, wie ich. Da ist die Verrückte und die beiden Alten. Da ist Isolde. Ich horche auf leises Stimmengeplätscher, wie eine Kanne weiter weg gegen eine Waschschiüssel schlägt . . .

Isolde: So nennt Bourladou das große Mädchen, diese herbe Dürre. Sie ist Verkäuferin in einer Eisenwarenhandlung. Wenn



Bourladou in anzüglicher Laune ist, tut er so, als würden wir miteinander schlafen.

»Gratuliere, alter Rammler, du langweilst dich sicher nicht mit der Kleinen.«

Ich ringe mir ein wissendes Lachen ab.

»Eine Frau mit Temperament«, sagt Bourladou, »das sieht man gleich. Mit Figur, Stil und Sexappeal.«

Jeden Sonnabend fährt Isolde zu irgendeinem Zeltplatz raus. Ich treffe sie mit einem komischen Bündel bepackt im Treppenhaus. Zehn-Kilo-Treter an den Füßen. Aus Pfadfinderhosen ragen dünne verbrannte Beine. Das ist Isolde. Dreißig Stunden Zelten und den Rest der Woche in der Eisenwarenhandlung. Und so Woche für Woche. Ein rundum festgezurrttes Schicksal. Ein Insektenschicksal, so ähnlich wie meins und das einer Menge anderer. Wobei Schicksal als Bezeichnung für dieses dumpfe Einverständnis mit dem Dasein ein eher übertriebenes Wort ist.

Die beiden Alten streiten sich offenbar. Sie wirft ihm seine Zigaretten vor. Fünfundvierzig Francs das Päckchen. Man sieht mal wieder, daß nicht du hier die Kröten verdienst.

»Ich hab doch nur zwei geraucht«, sagt der Alte.

»Das sind immer noch zwei zuviel«, sagt die Alte.

Wände, und zwischen den Wänden Leute, mit ihren Streitereien, ihrer Erschöpfung, dieser Bitterkeit und dem Überdruß jedesmal, wenn der Tag zu Ende geht.

Bourladou hat seine schmucke Fusseljacke abgelegt. Hat seine Uhr abgelegt und die Brille. Hat sein künstliches Gebiß rausgenommen. Vielleicht spricht er in diesem Augenblick mit Madame Bourladou über mich und versichert ihr, ich sei wirklich ein bedauernswerter Typ. Madame Bourladou schmiert sich Creme auf ihre geplatzen Gesichtsäderchen. Sie ant-

wortet, hoffe ich zumindest, daß ich vielleicht so aussähe, aber im Grunde . . .

»Ein äußerst gebildeter Bursche, kannst du mir glauben. Er liest haufenweise Sachen.«

Bourladou macht tch tch. Er ist in Unterhose. Er rennt hin und her. Eine Art riesiges Federvieh. Er kratzt sich am Hintern. Er denkt daran, daß er dicker wird und wieder Gymnastik treiben müßte. »Wir könnten ihn doch an einem der nächsten Abende zu uns einladen«, sagt Madame Bourladou.

»Wen einladen?« fragt Bourladou. »Ach so. Ich hab gerade an was anderes gedacht. Natürlich, könnten wir.«

Er stellt die Beine auseinander, versucht, mit der rechten Hand an seinen linken Fuß zu kommen, mit der linken Hand an seinen rechten Fuß. Hervorragende Übung für die Bauchmuskeln. Madame Bourladou, im Nachthemd (blaßrosa), betrachtet ihn:

»Du bist verrückt. Gleich nach dem Essen.«

»Ich roste ein«, seufzt Bourladou und richtet sich wieder auf.

Er geht schlafen. Sie alle gehen schlafen, die Leute. Auch die Gebisse in den Wassergläsern gehen schlafen, die Brillen in den kleinen schwarzen Etuis, die Uhren auf den Nachttischen. Das ist der Augenblick, in dem die Menschheit sich auflöst, sich zersetzt, auseinanderfällt und den Schein von Zusammenhang, in den sie sich sechzehn Stunden am Tag fügt, nicht länger aufrechterhält. Die Stunde der Wahrheit. Alles, was man so sorgfältig zusammengehalten hatte, die echten Zähne und die falschen Zähne, die echten Herzen und die falschen Herzen, die Wechselkragen und die echten Kragen, die Witwen und die Trauerschleier, die Beine und die Nylonstrümpfe, das alles macht sich selbständig, löst sich vonein-

ander, trennt sich. Ziemlich unterhaltsam, diese Vorstellung. Meine Landsleute in ihren Betten inmitten der Einzelteile ihres Anstands und ihrer Wichtigkeit. Nur die Stuhllehnen tragen noch Sakkos. Und nur die Sakkos tragen noch Orden ...

Mein Kollege Porcher geht schlafen. In der Küche, beflaggt mit Windeln, die über dem Herd trocknen, endet sein Tag in Wassergeräuschen, Kindertränen und Abendgebeten. Der Jüngste schläft schon lange: Er ist ein halbes Jahr alt, darüber läßt sich nichts sagen. Der Älteste leiert seine Hausaufgabe über das metrische Maßsystem herunter. Porcher überwacht die Vielfachen und die Teiler des Gramms. Gleichzeitig bekämpft er seine Nasen-Rachen-Entzündung mittels kochenden Wassers und gelber Tabletten. Nach vorn gekrümmt, mit dem Gesicht in einem Emaillegerät, verbrüht er sich, hält aber durch. Man muß den Kindern doch zeigen, daß man willensstark ist.

»Mimile«, fragt Madame Porcher, »du hast doch das Gartentor abgesperrt, oder?«

Sie, die Madame Porcher, versucht, eine schreiende Loulou aus ihren Kleidern zu befördern. Sämtliche allabendlichen Sorgen stürmen gleichzeitig auf sie ein. »Madeleine, hast du dran gedacht, Pipi zu machen? Emile, hast du auch nicht die Wanduhr vergessen?«

»Wmmm«, antwortet Porcher aus dem Inhalationsgerät. Aus dem Zimmer nebenan kommt die brave Stimme von Madeleine: »... der du bist im Himmel, gib uns ... heute ...«

»Das Dekagramm«, leiert Jean-Paul herunter.

»Gib uns ... heute ...«, Madeleine gerät ins Stocken, »heute ...«

»Das Hektogramm«, sagt Jean-Paul. »Der Kilometer.«  
»Wmmm«, macht Porcher, dessen linker Arm, der einzig freie, streng durch die Luft fuchtelte.  
»Der Ster«, wagt Jean-Paul sich vor.  
»Wmmm«, tobt Porcher. Der Arm fuchtelte heftig auf und nieder.  
»Mama«, fleht Madeleine, »ich kann mich nicht mehr erinnern, was nochmal vor heute kommt.«  
»Der Dekaliter«, rät Jean-Paul, »das Pentagon . . .«  
»Dieses Kind ist so dämlich«, schreit Porcher, der seine Triefnase aus dem Trichter zieht und sie hastig wieder hineintaucht.  
»Unser Brot«, vervollständigt Madame Porcher. »Unser täglich Brot.«  
Gib uns unseren täglichen Fraß und die Wäsche. Gib uns unsre täglichen acht Stunden Büro. Unsre vierhundertachtzig Minuten Büro und unsere zehn Minuten Inhalation. Die Wanduhr, den Kohleeimer und den Gaszähler. Täglich. Gib uns unsere täglichen Ohrfeigen, unsere Gebete und unsere Arithmetik. Das Gramm, das Zentigramm, das Milligramm, das Millimilligramm. Und führe uns nicht in Versuchung. Loulou, na los, heb endlich die Arme. Fang nochmal von vorn an, mein Junge, und erlöse uns von dem Bösen das hört sich aber noch nicht an als könntest du wenn du die Arme nicht hebst fängst du dir eine Ohrfeige ein bitte für uns Sünder jetzt Milou könntest du mir mal ein Handtuch reichen das Dekagramm das Hektogramm nicht das ein blaues heute das Kilogramm heute heute ich hatte dir ja gesagt daß du dir eine fängst dann hast du Grund zum Heulen . . .  
»Ich erinnere mich nicht mehr an das nach heute«, schreit Madeleine.  
»Und in der Stunde unseres Todes«, schreit Madame Porcher

und schwenkt einen Waschlappen über der schreckensstarreren Loulou.

»Und in der Stunde unseres Todes«, wiederholt Madeleine folgsam.

In der Stunde unseres Todes . . . Die letzte nach all den Stunden unseres Lebens, in denen man nichts anderes getan hat, als Töpfe zu schrubben, Rechnungen abzuschreiben und Kinder für die Töpfe und Rechnungen großzuziehen . . . Jene Stunden unseres Lebens, aus denen wir nichts Besonderes gemacht haben, und so nutzt es sich eben ab, unser Leben, verschleißt und franst aus wie 'ne olle Bürokratenjacke. An so vielen Leuten hat man sich gerieben. Ist von so vielen Regengüssen durchnäßt worden. Und es fällt ja allerhand Regen auf so ein Menschenleben. Auf das Leben von uns, den kleinen Leuten, mit ihren kleinen Übeln und der Mühsal von Tag zu Tag.

Auf Isoldes einsiedlerisches und unbeholfenes Leben. Auf Porchers Leben. Auf das Leben der beiden Alten, die sich fragen, was sie in diesem Leben eigentlich sollen.

Er, der Alte, ist früher Buchhalter gewesen. Ein Kollege. Er hat eine schöne Schrift. Die Leute machen ihm deswegen Komplimente: Bloß das noch verschafft ihm ein bißchen Stolz.

»Er taugt zu nichts«, sagt die Alte mit ihrer leisen, aufgebrachtsten Stimme.

Wenn ich abends heimkomme, bleibe ich manchmal noch einen Moment bei ihnen unten in der Küche.

Zuerst muß man durch einen Flur, dessen kalten und fauligen Geruch ich wiedererkenne: Es ist der Geruch meiner Kindheit, ich bin ihn nie losgeworden – ein Geruch, den ich im Blut habe wie eine verschleppte Syphilis. Dann gelangt

man in ein großes, fast leeres Zimmer: ein Tisch, drei Stühle, der Herd – gerade das Nötigste. Alles peinlich und erbärmlich sauber.

Sobald mich der Alte sieht, nimmt er linkisch und dienstbeflissen seine Mütze ab. Man kann nie höflich genug sein, wenn man arm ist.

Während die Alte weiter Wäsche bügelt (aus Mitleid überträgt man ihr kleinere Arbeiten), erzählt sie mir ausführlich von ihren Problemen. Es geht um Miete und Ärzte und einen Bruder von ihr, der Wegemeister ist. Mein ganzes Leben lang werde ich mir was über Ärzte und Miete anhören müssen. Der Alte hört demütig zu. Er taugt zu nichts. Die Tochter sitzt neben dem Herd und starrt uns an aus Augen, so gleichgültig wie Wasser.

»Ach, Sie wissen ja, mit meiner armen Tochter . . .«

Die Tochter lächelt ein unerträgliches, absichtsloses Lächeln, das nicht ihr zu gehören scheint.

»Sie ist nicht böseartig«, sagt die Alte. »Sie hat bloß zu nichts Lust. Man muß ihr alles sagen. Den ganzen Tag sitzt sie so da, Sie sehen es ja, ohne sich zu rühren. Zwecklos, mit ihr reden zu wollen, sie antwortet nicht, oder höchstens noch ja, nein. Ach, an manchen Tagen fragt man sich wirklich, wozu man auf der Welt ist.«

Zum Wäschebügeln. Um seine Schmerzen glattzubügeln. Seine Fehler auszubügeln. Immer wieder geht man mit dem Eisen drüber. Immer gleich erlebt man sie, die Lebensstage, die Schritte, Tag für Tag. Die Worte, die Übel. Stunde um Stunde, bis zur Stunde unseres Todes.

Wir gehören zur selben Rasse, diese Leute hier und ich. Mit brüderlichem Abscheu betrachte ich den zitterigen Kopf des Alten, seine Mütze und die Hausschuhe. Ich werde genauso aussehen nach einiger Zeit.

Und dann kommt die Stunde des Todes. Glasperlenkranz, dargebracht von der Belegschaft der Firma Gebrüder Busson. Rede vom Chef. Der Chef macht es sich zur Pflicht, am Grab Lobreden auf seine Angestellten zu halten. Darauf kann man sich verlassen. Nachdem wir treu dem Mineralwasserhandel gedient haben, haben wir ein Recht auf eine Grabrede. Man weiß schon vorher, was drinsteht, denn es wird immer dieselbe genommen, sie ist unverwüsthch. Der Chef tauscht einfach nur den Namen und ein paar Daten aus. Trotzdem liegt ein wichtiges moralisches Privileg darin. Immerhin kriegt nicht jeder soviel in der Stunde seines Todes.

Mein Onkel Ulysse zum Beispiel ...

Mein Onkel Ulysse war durch großes Unglück und vom vielen Trinken zum Taugenichts geworden. Aber mein Vater mochte ihn trotzdem gern, und in der Familie erzählte man oft, wie er nach Brest reiste, ein teure Reise, extra, um bei seiner Beerdigung dabeizusein.

Solche Beerdigungen finden im Morgengrauen statt, wenn die Städte noch schlafen. Man beerdigt die Armen in aller Eile, unauffällig. Mein Vater blieb einen Teil der Nacht auf einer Holzbank im Bahnhof sitzen, um die Hotelkosten zu sparen. Als es Tag wurde, ging er zum Krankenhaus und wartete. Er sah einen Leichenwagen herauskommen und folgte ihm.

Es hat ihm das Herz zerrissen, wie er da so allein durch die Straßen lief, wo er niemanden kannte, hinter dieser schwarzen rumpelnden Klapperkiste her. Als der Sarg auf dem Friedhof abgeladen war, ging er nebenan in ein Café, um sich vor dem Rückweg zum Bahnhof aufzuwärmen, und weil er das Bedürfnis hatte, mit jemandem über seinen Bruder Ulysse zu reden, der nicht schlechter war als andere, nur

hatte er eben kein Glück, als er diese Frau traf, ein echtes Biest, durch die erst alles so kam, wie es kam.

Bei dem Gespräch mit dem Mann im Café erfuhr mein Vater, daß es morgens oft mehrere Armentransporte gibt. Daran hatte er vorher gar nicht gedacht, komisch. Er hätte sich erkundigen müssen. Also ist er nochmal zum Krankenhaus gegangen, um Bescheid zu wissen. Und es war genau, wie er befürchtet hatte: Der Sarg, dem er gefolgt war, war nicht der richtige gewesen.



Der kleine Schriftsteller  
erzählt sein kleines Leben.  
*Albert Thibaudet*

Das also mache ich abends bei mir. Ich sage *bei mir*, obwohl mir hier nicht gerade viel gehört – meine Latschen, ein paar Bücher, eine Spirituslampe. Der Rest gehört den Alten. Sie vermieten das monatsweise. Die altersschwache Kommode, der Stuhl, die Emaillewaschschüssel: zwölfhundert Francs im Monat. Ich weiß nicht, wer vor mir diese Sachen benutzt hat, Welch klägliche Visagen aus dem angelaufenen Spiegel geschaut haben, welche Körper Ruhe gefunden haben auf diesem Eisenbett mit den Kupferkugeln drauf. Ist auch besser so. Ich lege keinen Wert auf Erbstücke und sonstiges Familienmobiliar. Ein Zimmer für zwölfhundert Francs, das verschafft einen beruhigenden Eindruck von Anonymität. Man ist immer zu sichtbar, zu klar zu erkennen. Hier bin ich tatsächlich irgend jemand. Jemand x-beliebiges inmitten von Gegenständen ohne Vergangenheit.

Ich rauche. Ich sinniere über das Leben der anderen. Ich mische wieder und wieder meine Erinnerungen durch, wie die Karten bei einer Patience. Und wenn ich genug vom Herumspintisieren hab, nehme ich ein Blatt Papier und fange an, Wörter aufzuschreiben. Die Marotte eines Einsamen. Sich vor ein Blatt zu setzen und Wörter aufzuschreiben. Manche zerschneiden Illustrierte. Manche schauen sich Urlaubskataloge an oder Landkarten. Jedem sein Vergnügen. Für mich sind eben Wörter. Ich versuche, mit Wörtern Momente, Gesichter, Bruchstücke des Daseins sichtbar zu machen. Ich hatte schon immer einen Hang dazu. Wörter aneinanderzureihen, ernsthaft und sorgfältig. Und dabei den kürzesten Weg von einem Punkt zu einem Komma zu suchen.

Bourladou denkt, ich schreibe ein Buch. Ich weiß nicht genau, wie er auf die Idee gekommen ist. Am Ende wirst du uns bestimmt noch was veröffentlichen, sagte er und zwinkerte mir vielsagend zu. Am Anfang antwortete ich weder ja noch nein, ich verteidigte mich schlecht. Eine recht schmeichelhafte Vermutung, im Grunde. Das traf mich in meiner Eitelkeit. Es verlieh mir ein bißchen Bedeutung, eine geheimnisvolle Note. Und nach und nach, je mehr wir davon sprachen, wurde es eine allgemein anerkannte Tatsache, daß irgendwo in meinem Zimmer versteckt ein Manuskript liegt, das langsam heranwächst wie ein Riesenkürbis unterm Laub.

Eine kleine harmlose Lüge, die sich aber verselbständigte. Ich bin dreist geworden, ich mache mit bei dem Spiel. Jetzt erzähle ich den Bourladous im Vertrauen, wie es mit meiner Arbeit vorangeht. Dabei weiche ich natürlich aus, spreche durch die Blume, zurückhaltend und voller Schamgefühl.

Ich sage, ich käme voran, daß ich in Form sei und das Ganze Gestalt annähme; oder daß ich mich im Gegenteil in einer schlechten Phase befände, nichts Gutes mehr zustande brächte – und die Bourladous reden mir gut zu.

»Das wird dir eines Tages viel einbringen«, beruhigt mich Bourladou.

»Es ist ein Roman, oder?« fragt Madame Bourladou.

»Eine Art Roman. Eher eine Chronik ...«

»Ach so, eine Chronik.«

»Oder ein Essay, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Ein Essay? ... Ach!«

»Na ja, ein Buch, in dem nichts passiert. So schreiben jetzt viele, wissen Sie. Kein Konflikt, keine Geschichtchen: eher Erfahrungen, Begegnungen ...«

»Ich weiß, was Sie meinen«, versichert mir Madame Bourladou.

»Merkwürdig«, sagt Bourladou. »Hätte ich gar nicht gedacht.«

Sie wollen das Thema wissen: Auch so etwas wie ein Thema gibt es nicht. Und der Titel? »Sag uns wenigstens den Titel«, fleht Bourladou.

»Also den Titel findet man immer als letztes.«

»Natürlich«, sagt Madame Bourladou.

Hin und wieder statte ich Madame Bourladou einen Besuch ab. Mein einziger Umgang mit der feinen Gesellschaft. Sie empfängt mich glucksend wie ein kleines Mädchen. Ihr Sahnegesicht drückt Entzücken aus. Wir haben Sie ja eine Ewigkeit nicht mehr gesehen. Was treiben Sie denn so? Doch, doch, Sie trinken jetzt erstmal eine Tasse Tee ...

Madame Bourladou schätzt mich als Gesprächspartner. Mit mir kann man die großen Themen angehen. Die Literatur. Die Kunst. Madame Bourladou kennt die Namen mehrerer moderner Maler. Sie liest den *Figaro littéraire* und Romane, in denen steht, daß der Busen der Heldin unter dem leichten Mieder wogt.

Sie kennt Gedichte auswendig, die sie mit bebender Flaumstimme aufsagt:

*Nur mein schlagendes Herz hör ich noch  
ganz leise macht es poch poch poch*

»Das ist von Louis Aragon, mein Lieber. Was solls? Er mag zwar Kommunist sein, aber ein großer Dichter ist er trotzdem, das kann man ihm nicht absprechen. Wie sage ich oft zu Athanase: Eure Politik ist mir egal, ich schau nur aufs Talent. Warum lächeln Sie denn?«

Madame Bourladou bescheinigt mir Originalität, Eigenständigkeit im Denken und umfassende Kenntnisse. Schade nur, daß in meinem Wesen eine gewisse Schwerfälligkeit, etwas Vulgäres liegt, das ihr nicht entgangen ist. Wie dieses Pissoir . . . Ich müßte doch wissen, daß ein Pissoir kein Gegenstand für ein Salongespräch ist.

Ich besuche das Pissoir in der Rue des Deux-Églises regelmäßig. Um sechs, wenn wir aus der Firma Gebrüder Busson kommen, versäumen wir nie, dort einzukehren, mein Kollege Porcher und ich. Hier finde ich Stoff genug, um ausgiebig über die menschliche Gattung und das Schreiben nachzudenken.

Seinem reichverzierten, schwülstigen Stil nach zu urteilen, muß das Pissoir in der Rue des Deux-Églises aus den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts stammen. Mit der Zeit ist es heruntergekommen, hat Rost angesetzt und Beulen gekriegt. Ein erbärmlicher Gestank geht von ihm aus.

»Ein Unglück, dieser Anblick«, brummt mein Kollege Porcher.

Er beklagt die Fahrlässigkeit, das ist exakt sein Wort, einer Stadtverwaltung, die derart die öffentlichen Gebäude vernachlässigt.

»Nennen sich sozialistisch, die, und schaffens nicht mal, ihre Pißbuden neu zu streichen.«

Ich gebe ihm zu, daß ein Topf Farbe ausreichen würde, um diesem traurigen Blechgebilde wieder ein anständiges und sogar adrettes Aussehen zu verpassen.

»Ich sehe es in Grau«, sage ich.

»Eher in Grün«, sagt Porcher, »das wirkt fröhlicher.«

Wir sinnen, wir zwei, ein wenig über die glückliche Wirkung nach, die das erneuerte Pissoir in dieser Umgebung aus Pla-